

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 30 (1978)
Heft: 23
Rubrik: Filmkritik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FILMKRITIK

Chronik von Prugiasco – Aufzeichnungen eines Tessiner Bergdorfes

Schweiz 1978. Regie: Remo Legnazzi (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 78/323)

Die «Chronik von Prugiasco» des Berner Filmschaffenden Remo Legnazzi berichtet vom langsamen Tod eines Bergdorfes im Bleniotal. Die Ertragslage der Bergbauern ist dort so schlecht, dass kaum einer der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe weitergeführt wird, wenn sein Besitzer stirbt. So wohnen immer weniger Leute in Prugiasco. Die Bauernsöhne sind längst ausgezogen, weil sie im Bergdorf weder eine ausreichende Existenzgrundlage noch eine Frau fanden. Sie arbeiten in der Tessiner Industrie, sind emigriert. Mehr als ein gelegentlicher flüchtiger Besuch verbindet sie kaum mehr mit ihrer Heimat. Es sind die Alten, die hier oben noch bleiben und ihre Betriebe so gut und so lange es geht, weiter bewirtschaften. Doch es ist ein Ausharren auf Zeit, und sie wissen darum. Ihr Los, keine Zukunft zu haben, sich gewissermaßen ohne Ziel abrackern zu müssen, macht ihnen zu schaffen. Aber sie tragen ihr Los ohne Bitterkeit. Sie tragen es vielmehr mit einer Art Fassung des Wissenden. Den Emigrierten gegenüber empfinden sie keinen Groll, weil sie alle ja selber erlebt haben, dass die karge Erde sie allein nicht zu ernähren vermag. Viele von ihnen sind Winter für Winter ausgezogen, um in Paris als Marronibrater zu arbeiten, um irgendwo eine Stelle als Kellner oder auch als Hilfsarbeiter anzunehmen. Aber sie sind, wenn der Frühling kam, der Hektik der Städte und der Betriebsamkeit der Täler immer wieder entflohen, haben den Weg nach Prugiasco zurückgefunden und verbrachten einen Sommer lang unter ihresgleichen. Die Arbeit – das Sömmern des Viehs auf Maiensässen und Alpen, das Heuen, die Instandstellung der Wiesen und das Holzen – war hart und anstrengend. Aber sie geschah in einer Art freiheitlichen Unabhängigkeit, fern vom Zwang einer fortwährenden Produktionssteigerung. Und hinter Schweiß und Schwielen und Entbehrungen verbarg sich eine Form von Lebensqualität, nach der sich mancher Gestresste schon längstens wiederum sehnt.

★

Aber dieser Form des Lebens, die letztlich auch ein Ausdruck der Anpassungsfähigkeit der Menschen an die gegebenen Umstände war, ist in unserer Zeit kein Platz mehr gegeben. In einer Marktordnung der fortgesetzten Rationalisierung und einer Politik der tiefen Preise gibt es für den kleinen Bauern mit einigen Stück Vieh keine Chance des Überlebens mehr. Wer heute nicht mechanisieren kann, fällt aus dem Produktionsrahmen, wird überholt und beiseitegestellt. Das Gefälle zwischen Soll und Haben wurde für die Bergbauern von Prugiasco zu gross. Ihrer Hände Arbeit reichte kaum noch aus, um die Familien zu ernähren. So gab mancher notgedrungen, aber auch desillusioniert und verbittert auf; denn auch die vom Bund geleistete finanzielle Hilfe über die Subventionen verhalf und verhilft dem Bauern dieser Gröszenordnung kaum zu einer anständigen Existenz. Die, die durchhalten – Jahr für Jahr sind es weniger –, tun es, weil sie sich eine andere Arbeit nicht vorstellen können, weil sie die Bergluft brauchen, weil sie ein Alter erreicht haben, das eine Umstellung nicht mehr erlaubt. Sie sind, wie erwähnt, nicht verbittert. Aber in ihren Herzen wühlt Traurigkeit. Ohnmächtig sehen sie zu, wie der Nachbar stirbt, wie sein Haus, seine Maiensässe langsam zerfallen und die Alpweiden von kleinem Gehölz und Gebüsch überwuchert werden. Und gleichzeitig sehen sie auch ihre eigenen Kräfte schwinden, die körperlichen, aber auch die psychischen, die ihnen bisher den Mut zum Widerstand gegen die Aufgabe gaben. Darüber berichtet Remo Legnazzis Dokumentarfilm, und er stellt Zusammenhänge her zwischen topographischen Eigenhei-



ten und Rentabilität, zwischen Einkommensmöglichkeiten und Entvölkerung, zwischen Infrastruktur und handwerklicher Eigenart, zwischen Bergbauernschicksal und gesellschaftlicher Gleichgültigkeit. Es ist ein Film, der weit über das stille Drama der Prugiascer Bauern hinausführt. Er steht beispielhaft da für die Not eines ganzen Berufsstandes: Was sich im heute noch 167 Seelen zählenden Dorf Prugiasco abspielt, ereignet sich immerfort auch in anderen Berggebieten. Der Existenzkampf der Bergbauern hat die Grenzen des Zumutbaren überschritten. Es bleibt den Betroffenen kaum mehr etwas anderes als die Flucht aus ihrem Beruf und damit die Aufgabe langjähriger Traditionen, einer reichen Kultur und vielfach auch des ureigenen Stolzes und einer Selbstachtung, ohne die es beispielsweise die Gründung einer Eidgenossenschaft nie gegeben hätte. «Chronik von Prugiasco» ist das Diagramm einer allgemeinen Entwicklung.

★

Schon einmal hat ein schweizerischer Filmemacher mit einem Dokumentarfilm gegen die Erniedrigung des Bergbauernstandes zum Landschaftsgärtner, zum alleinigen und miserabel entlohnten Diener eines Tourismus, der auf die Landschaftsreize dringend angewiesen ist, weil Versteppung und Verödung keine Anziehungspunkte sind, vehement protestiert. Seine Methode war die des geschliffenen Pamphlets. Er stellte das Äpler-Bild der Postkarten und Reiseprospekte in Frage, indem er es mit der Realität konfrontierte, indem er den kernigen Sprüchen um eine heile Bauernwelt als Grundlage schweizerischer Eigenart statistisches und soziologisches Grundlagenmaterial entgensetzte und damit die Verlogenheit aufdeckte. «Die Landschaftsgärtner», von Kurt Gloor 1969 inszeniert, ist ein Film, der aus der Wut über die Verachtung des Bergbauernstandes heraus entstanden ist. Gewiss schießt er in seinem Engagement manchmal über das Ziel hinaus. Dass indessen diese oberflächlichen, die Notwendigkeit des Films niemals in Frage stellenden Mängel manchmal einem ein fragwürdiges Alibi gaben, sich mit den aufgeworfenen Problemen nicht auseinandersetzen zu müssen, zeigt nur, wie wenig ernsthaft man sich um die vergessene Minderheit der Bergbauern kümmert.

Solches wird sich nach Legnazzis «Chronik von Prugiasco» nicht mehr ereignen dürfen. Der Filmschaffende, der bereits mit den Dokumentarfilmen «Erfüllte Hoffnung» und «Buseto» die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, verschafft dem Zuschauer keine Alibis: Da gibt es keine Zitate von als links verschrieenen Soziologen, keine ins Lächerliche gezogenen Politikersprüche, keine raffinierten Montagen im Grenzbe-

reich der fragwürdigen Manipulation; da gibt es nur Betroffenheit angesichts einer sorgfältig und liebevoll eingefangenen Wirklichkeit. Legnazzi bedient sich der die das neuere schweizerische Dokumentarfilmschaffen prägende Methode der Selbstdarstellung. Er stellt seine Technik und seinen filmischen know-how bedingungslos in den Dienst der Betroffenen und leiht ihnen damit eine Stimme. Bäuerinnen und Bauern, Handwerker und Gemeinderäte, alte und junge Menschen erzählen von ihren Sorgen und Freuden, schildern ihre Lebensumstände, vergleichen Vergangenheit und Gegenwart, spekulieren um ihre Zukunft. Mit einer präzisen, scharf beobachtenden und dennoch diskreten Kamera (Werner Zuber und Urs Kohler) werden sie bei ihrer Arbeit und in der spärlich bemessenen Freizeit gezeigt. Der Film erreicht dadurch einen sehr hohen Grad an Authentizität. Nicht Objektivität – denn Legnazzi verhehlt in keiner Phase, für wen sein Herz schlägt –, wohl aber Wahrhaftigkeit zeichnen den Film aus.

★

Wahrhaftigkeit entsteht im Dokumentarfilm auf der Basis des Vertrauens. Remo Legnazzi – das ist wohl sein ganz grosses Verdienst – hat sich das Vertrauen der Prugiascer Bevölkerung erworben und sie darauf von der dringenden Notwendigkeit seines Filmprojektes überzeugen können. Er hat den einfachen, liebevollen Menschen zu vermitteln vermögen, dass er sie nicht als leicht exotische Objekte aus einer schon fremden Welt der Schaulust städtischer Kinogänger auszusetzen, sondern ihren Kampf ums Überleben in aller Komplexität zu zeigen beabsichtigte. Der Lohn des solchermaßen erworbenen Vertrauens ist gross. Er zeigt sich in Form einer Ehrlichkeit und Offenheit, die letztlich die Aussagekraft dieses Filmes bestimmt. Legnazzi ist mit diesen Gaben sehr behutsam umgegangen und hat die Persönlichkeitsphäre seiner Protagonisten, die ja nicht wie ein Schauspieler den Schutz der Differenzierung zwischen Rollenverhalten und Privatleben geniessen, immer respektiert. Er hat dem Angebot des Zutrauens eine echte Liebe zu diesen Menschen entgegengesetzt. Auf gegenseitiger Achtung und Freundschaft baut die «Chronik von Prugiasco» auf. Daraus bezieht der Film seine unübersehbaren Qualitäten, als deren wichtigste ich die zwingende Verpflichtung des Zuschauers zur Anteilnahme empfinde.

Der Rhythmus des Filmes ist bedächtig. Es gibt keine Hast. So wie die Bewohner von Prugiasco sich Zeit lassen, ihre Aussagen zu formulieren und ihre Worte, die ihnen nicht leicht über die Lippen fliessen, zu bedenken, so verweilt auch die Kamera auf ihren verwitterten Gesichtern und schwieligen Händen, verhartet sie in der Landschaft. Arbeitsvorgänge werden präzise und ausführlich beschrieben. Die «Chronik von Prugiasco» ist kein Film der schnellen Schüsse, des kurzen Verweilens und der eiligen Impressionen. Legnazzi hat ihn dem Arbeitsrhythmus und der Daseinsart der Bergbauern unterstellt, und über vier Jahreszeiten hinweg hat er immer wieder unter ihnen verweilt. Er brauchte diese Zeit, um sein Thema, das viel mit ökonomischen Strukturen, aber noch mehr mit Lebenserwartung und Lebenserfüllung zu tun hat, umfassend in den Griff zu bekommen. Und der Film selber braucht nun wiederum Zeit (fast zwei Stunden), damit er die gewonnene Erkenntnis ohne Verkürzungen und fahrlässige Vereinfachungen weitergeben kann. Daraus resultiert seine Wahrhaftigkeit, seine Unausweichlichkeit, aber wie mir scheint, auch seine herbe Schönheit.

★

Nicht selber zu erklären und zu erläutern, sondern den Betroffenen und ihren Argumenten eine Stimme zu leihen, ist zum Prinzip des neuen schweizerischen Dokumentarfilmschaffens geworden. Die «Chronik von Prugiasco» ist ein nicht nur sehr typisches und in seiner Sensibilität hochentwickeltes Beispiel dieses Arbeitsprinzipes, sie weist in aller Deutlichkeit auch auf ein grundsätzliches Erfordernis dieser Art des Filmemachens hin. Das Verfahren der Selbstdarstellung – vielleicht die ehrlichste Form dokumentarischen Filmschaffens – erfordert nicht nur persönliches Engage-

ment und Anteilnahme, sondern bedingt einen Prozess der Assimilation im Sinne einer Eingewöhnung in die Lebensverhältnisse der Betroffenen. Und sie bedingt – nicht minder wichtig – eine echte Solidarität. Der Filmemacher wird zum Partner der Menschen, die zum Ausgangspunkt seines Filmes werden sollen. Legnazzi hat sich diesem Prozess der Assimilation und der Solidarisierung in ungewöhnlich starkem Umfang unterzogen. Davon lebt sein Film, und es unterscheidet ihn von jenen geschwätzigen Reportagen im Fernsehstil, die zwar auch vorgeben, den Betroffenen ihre Stimme zu leihen, die aber an der Unverbindlichkeit und ihrer mangelnden Geduld immer wieder kläglich scheitern: scheitern müssen, weil sie über ihren Anliegen, Aufträgen und nicht selten auch ideologischen Verpflichtungen vergessen, die Menschen als Menschen und nicht nur als Problemträger zu zeigen. Urs Jaeggi

Annebäbi Jowäger

Schweiz 1978 (1960/62). Regie: Franz Schnyder (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 78/320)

Nun kommen sie wieder in die Kinos, die alten Schweizer Filme, in diesem Jahr waren es – in Bern – gleich drei: «Der 10. Mai» von Franz Schnyder, «Romeo und Julia auf dem Dorfe» von Hans Trommer und Valérien Schmidely und «Annebäbi Jowäger», auch von Franz Schnyder. Weitere sind angekündigt, etwa Schnyders «Geld und Geist». Auch das Fernsehen hat in seinem Jubiläumsjahr alte Schweizer Filme aus den Archiven geholt, von Kurt Früh «Hinter den sieben Gleisen» und das Fernsehspiel «Die hölzerne Schüssel», von Hans Trommer «Zum goldenen Ochsen». Selbst Franz Schnyders 13teilige «Kummerbuebe»-Serie wurde wieder ausgestrahlt. Was bringt diese Wiederentdeckung alter Schweizer Filme? Und vor allem: Was bringt sie zu einer Zeit, in welcher der neue Schweizer Film in den Kinos präsent ist wie kaum zuvor. (So liefen – wiederum in Bern – neben «Annebäbi Jowäger» die neuen Filme «Die Schweizermacher», «L'affaire suisse» und «Chronik von Prugiasco».) Bei den einen Filmen ist die Wiederaufführung sicher zu begrüßen, denn Werke wie «Der 10. Mai» und «Romeo und Julia» zeigen, dass der alte Schweizer Film nicht immer so schlecht war, wie das heute oft angenommen wird. Interessant ist die Wiederaufführung auch darum, weil diese zweifellos hervorragenden Filme damals im Kino kaum Erfolg hatten (was ja dann bei Franz Schnyder dazu führte, dass er sich wieder einem «sicheren» Stoff zuwandte und «Die Käserei in der Vehfreude», einen der erfolgreichsten Schweizer Filme, realisierte). Man kommt darum nach der Begegnung mit den beiden Filmen um Vergleiche mit der heutigen Situation nicht herum, und muss dabei einsehen, dass der Vorwurf an die heutigen Filmemacher, sie würden am Publikum vorbeiproduzieren, kaum haltbar ist. Filme, die sich nicht der gängigen Filmsprache bedienen, die ihrer Zeit also voraus sind, können ihren Platz im Kino nur schwer behaupten. Das war früher nicht anders als heute. Die Wiederaufführung von Filmen wie «Annebäbi Jowäger» hingegen bringt nicht viel mehr als eine Bestätigung von dem, was man eigentlich schon lange wusste. Ende der fünfziger und anfangs der sechziger Jahre hatte der Schweizer Film nicht mehr viel zu bieten, er suchte nicht nach neuen Formen und Themen, sondern hielt beinahe stur an den früheren Erfolgsrezepten fest. Die beiden «Annebäbi Jowäger»-Filme («Annebäbi Jowäger», 1960, und «Gesamtfassung Annebäbi Jowäger», 1962), aus denen nun für die Wiederaufführung ein «neuer» Film entstanden ist, beweisen dies mit aller Deutlichkeit: (Da ich nur einen der alten «Annebäbi Jowäger»-Filme kenne, beschränkt sich meine Kritik auf die Kopie, die jetzt in den Kinos zu sehen ist.)

Man könnte hier nun eine lange Abhandlung darüber schreiben, ob Franz Schnyder die Vorlage von Jeremias Gotthelf befriedigend umgesetzt habe, ob er die geschriebenen Worte mit filmischen Mitteln neu erzähle oder ob er sie bloss illustriere. Man könnte untersuchen, ob Schnyder die in der Vorlage beschriebenen Probleme der



Kurpfuscherei auch im Film zur Diskussion stellt oder ob er sie nur benutzt, um die Liebesgeschichte dramatischer zu gestalten. Diese Abhandlung scheint mir aber heute von viel geringerem Interesse zu sein als die Tatsache, dass der Film eine eigene Welt aufbaute, die völlig isoliert war von den damaligen, fast ungeheuren technischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in den Industrienationen, also auch von den Problemen, die diese Entwicklungen mit sich brachten. Wer sich einmal ein bisschen intensiver mit Filmgeschichte und -theorie beschäftigt hat, weiss, dass die Bedeutung eines Films auch davon abhängt, wie er auf die Gesellschaft, in der er entstanden ist, reagiert, ob er diese kritisch analysiert oder ob er sie bestätigt. Schnyders Film bestätigte die damalige schweizerische Gesellschaft, und er bestätigte vor allem das Bild, das sich der Schweizer gern von seinem Land machte. Dass Schnyder gerade mit Heimatfilmen Erfolg hatte und nicht – wie im «10. Mai» – mit einem kritischen Rückblick auf die jüngste Geschichte, ist ja kein Zufall. Die von den Grashalmen im Vordergrund bis zu den Bergen im Hintergrund gestochenen scharfen Bilder schöner, von der Technik noch unberührter Landschaften und die nicht sorgenlosen, aber letztlich doch liebenswürdigen Menschen, die sich in diesen Landschaften bewegen, kamen der Idee von einer Schweiz als paradiesische Insel in einer bösen Welt entgegen.

«Wir wollen die Schweiz nicht als Museum», schrieben Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter 1955 in «achtung: die Schweiz», «sondern wir wollen die Schweiz als kleines, aber aktives Land, das zur Welt gehört... Wir wollen eine Schweiz, die sich selbst ins Gesicht zu schauen wagt, eine Schweiz, die sich nicht vor der Wandlung scheut, eine Schweiz, die ihre Idee an den heutigen Problemen und mit heutigen Mitteln zu verwirklichen sucht.» Und Max Frisch erklärte 1957 in einer 1. August-Rede: «Wir leben in der Nachahmung, weil wir Angst haben vor dem Risiko, je besser es uns geht.» (Öffentlichkeit als Partner, Frankfurt a. M. 1967). «Annebäbi Jowäger» zeigt die Schweiz als Museum. Der Film verfällt einer Sehnsucht

nach längst Vergangenen, er stiftet an zur Flucht aus der Wirklichkeit. Aber zurück kam die gute alte Zeit eben doch nicht mehr. So erscheinen die vielen bekannten Gesichter – beinahe alle grossen Namen des alten Schweizer Films sind hier vereint – aus heutiger Sicht als eine letzte Erinnerung an die «goldenen» Jahre des Schweizer Films, und die Bilder der unberührten Heimat als letzter Versuch, vom trostlosen Blick durch das Fenster der eigenen Wohnung abzulenken: Der Schweizer Film war in trügerischer Schönheit erstarrt. Bernhard Giger

The Hound of the Baskervilles (Der Hund von Baskerville)

Grossbritannien 1977. Regie: Paul Morrissey (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 78/329)

Paul Morrissey schuf sich einen Namen mit der Arbeit als Assistent, Kameramann und Produktionsmanager bei Andy Warhol. In «Flesh», «Trash» und weiteren von der «Factory» produzierten Filmen führte er selber Regie. Damals konzentrierten sich diese Anti-Filme mit voller Absicht – unbekümmert um technische Perfektion – auf den Menschen. Im Gegensatz zu Andy Warhol sagte Paul Morrissey von sich selber: «Ich unterlege meinen Filmen mehr Handlung, eine konkrete Story – bin altmodischer, wenn Sie so wollen». Im «Hund von Baskerville» folgt Paul Morrissey in grossen Zügen der bekannten Erzählung von Conan Doyle, die er mit allen Mitteln parodiert, bis sie zur Anti-Erzählung wird.

Die düstere Geschichte um das Erbe der Baskervilles wird auf den Kopf gestellt und, wo und wie immer, ins Gegenteil verkehrt. Wer sich in der Erzählung höchst verdächtig macht, ist im Film harmlos gezeichnet, wer im Film von Schrecken umgeben ist, spielt in der Erzählung eine harmlose Rolle. Richtet sich die Geschichte in ihrem Aufbau ganz auf den mysteriösen, schrecklichen Hund aus, der dann auch in Erscheinung tritt, löst Morrissey das Ganze total anders auf. Er lässt Sir Charles Baskerville nicht vor Schrecken über den Anblick des Hundes sterben, sondern an einer Magenverstimmung, der schlechten Küche seiner Hausleute Barrymore wegen. Sir Henry Baskerville, der erbende Neffe, soll vom Hund zwar verfolgt, jedoch nicht zerfleischt werden, sondern – den Gruselgerüchten glaubend – aus Angst vor dem seelenvollen und lieben Hund sterben, den Sherlock Holmes erschiessen soll. Als Erbe von Baskerville ist (im Film) der Hund vorgesehen, und wenn erschossen, der Nachbar Stapleton, der das ganze inszeniert. Die böse Intrige wird jedoch auch im Film durchkreuzt, Sir Henry liebkost aufs liebevollste den Hund und stirbt überhaupt nicht, und Sherlock Holmes denkt gar nicht daran, den Hund zu erschiessen – längst hat er alles durchschaut.

So mischt Paul Morrissey einen neuen Handlungsablauf, ohne die Erzählung damit unkenntlich zu machen. Er lässt den Film in Kulissen spielen, die keine Wirklichkeit vortäuschen wollen, er lässt den Horror zur alltäglichen Erscheinung werden, die Dr. Watson nicht erstaunt oder erschreckt, die von ihm höchstens als unangenehm und lästig empfunden wird. Komischer Schrecken und schreckliche Komik, Anspielungen und Filmzitate sind bunt durcheinandergemischt. Blödelei und Geistesblitze wechseln ab, und doch gelingt Paul Morrissey etwas Seltenes: Keine Blödelei oder situationskomische Sequenz wird ausschaltend überzogen und damit totgeschlagen, lustige Stellen werden nicht wiederholt, Wortwitz wird nicht mit Mimik angekündigt oder betont, und die seltsamsten Aussagen und absurdesten Situationen scheinen normal und selbstverständlich – was gerade das überwältigend Komische ausmacht. Der Höhepunkt, die Verfolgung durch den Hund, wird zum Reigen durch die Hügel, «The Hound is Lost» wird zum fröhlichen Song, das Musical ist angesprochen. Alles Unmögliche, Unheimliche, Geisterhafte wird strikte verneint, die wiederholten Behauptungen von Sherlock Holmes Mutter – irgendwo müsse ein Vulkan sein – geduldig negiert, ihre spiritistischen Seancen entlarvt – und das, obschon durch den ganzen Film hindurch nichts Natürliches geschieht und sogar das Wetter

KURZBESPRECHUNGEN

38. Jahrgang der «Filmlerater-Kurzbesprechungen»

6. Dez. 1978

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift ZOOM-FILMLERATER. – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM-FILMLERATER gestattet.

Aleksandr Njewskij (Alexander Newski)

78/319

Regie: Sergej Michailowitsch Eisenstein (unter Mitarbeit von D. I. Wassiljew); Buch: S. M. Eisenstein und Pjotr Pawlenko; Kamera: Eduard Tissé; Musik: Sergej Prokofjew; Darsteller: Nikolaj J. Tscherkassow, Nikolaj Ochlopkow, Aleksandr L. Abrikosow, Dimitrij N. Orlow, Warwara O. Massalitinowa u. a.; Produktion: UdSSR 1938, Mosfilm, 107 Min.; Verleih: Columbus, Zürich.

Historisches Epos um den russischen Nationalhelden Alexander Newski, der 1242 an der Spitze einer Volksarmee die nach Osten vordringenden deutschen Ordensritter auf dem zugefrorenen Peipus-See besiegte. Der 1938 entstandene Tendenzfilm war ein mit antideutschen und antireligiösen Zügen verbundener Aufruf zu Patriotismus und nationalem Widerstand gegen die Bedrohung durch Hitler-Deutschland. Eisensteins eindrucksmächtiges Werk besticht noch immer durch seinen strengen formalen Aufbau, die grossartigen Bildkompositionen und die mit der Musik Prokofiews zu einer dramaturgischen Einheit verschmolzene Montage.

23/78

J*

Alexander Newski

Annebäbi Jowäger

78/320

Regie: Franz Schnyder; Buch: F. Schnyder und Richard Schweizer nach Jeremias Gotthelfs gleichnamigem Roman; Kamera: Konstantin Tschet; Musik: Robert Blum; Darsteller: Margrit Winter, Ruedi Walter, Peter Brogle, Kathrin Schmid, Margrit Rainer, Fred Tanner, Erwin Kohlund u. a.; Produktion: Schweiz 1978 (Neufassung von «Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet...», 1960, und «Jakobli und Meyeli», 1961, sowie der Gesamtfassung «Annebäbi Jowäger», 1962), Neue Film AG, Franz Schnyder, 109 Min.; Verleih: Monopol-Films. Unter den Gotthelf-Verfilmungen Franz Schnyders ist «Annebäbi Jowäger» eine der schwächeren. Während sich der Regisseur in «Ueli der Knecht» (1954) noch um einen gewissen Realismus bemüht hatte, brauchte er hier nun allzu oft fragwürdige Heimatfilm-Klischees. Die Probleme der Kurpfuscherei, die in Gotthelfs Vorlage ausführlich beschrieben werden, behandelt Schnyder nur oberflächlich. Die Neufassung von 1978 ist eine gestraffte Version des bereits 1962 gekürzten, ursprünglich zweiteiligen, Films.

→ 23/78

J

Between the Lines (Zwischen den Zeilen)

78/321

Regie: Joan Micklin Silver; Buch: Fred Barron, nach einer Geschichte von F. Barron und David M. Helpert Jr.; Kamera: Kenneth Van Sickle; Musik: Michael Kamen; Darsteller: John Heard, Bruno Kirby, Lindsay Crouse, Gwen Welles, Jeff Goldblum, Stephen Collins u. a.; Produktion: USA 1976, Midwest Film, 101 Min.; Verleih: Columbus, Zürich.

Eine radikale Alternativzeitung entwickelt sich zu einem auflagenstarken Blatt und wird von einem Grosskonzern aufgekauft. Der Elan und der Zusammenhalt der jugendlichen Redaktion wird zerstört, sie lebt sich im privaten wie im beruflichen Bereich auseinander. Subtil, frisch, stimmig im Detail und nachdenklich schildert die Regisseurin Joan Micklin Silver das Bild einer amerikanischen Jugend, die ihren Schwung verloren hat und zu einer neuen «lost generation» heranwächst.

→ 14/77 u. 24/78

E*

Zwischen den Zeilen

TV/RADIO-TIP

Samstag, 9. Dezember

10.00 Uhr, DRS II (Stereo)

 **Das Ticken der Uhren im luftleeren Raum**

Robert Meersteins erstes Hörspiel hat stark autobiographische Züge. Der Autor, 55 Jahre alt, ehemaliger Rektor einer Schule, war nach dem Kriege Mitglied der «Gruppe junger Autoren». In «Ticken der Uhr...» versucht er, in der Gestalt des Leiters einer fortschrittlichen Ganztagschule die Zwänge, die schulpolitischen Missstände zu analysieren, die zu seinem psychischen Zusammenbruch führten. Unter der Regie von Amido Hoffmann spielen Peter Roggisch, Maria-Magdalena Thiesing, Günter Gube, Hanna Burgwitz, Gert Westphal, Alfons Hoffmann und andere. Zweitsendung: Freitag, 15. Dezember, 20.05 Uhr.

22.05 Uhr, ARD

 **The Cruel Sea** (Der grosse Atlantik)

Spielfilm von Charles Frend nach einem Drehbuch von Eric Ambler (Grossbritannien 1952). – Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs übernimmt Kapitänleutnant Ericson das Kommando der «Compass Rose». Er ist der einzige erfahrene Seemann unter den Offizieren der britischen Korvette. Zum Begleitschutz der grossen Konvois eingesetzt, erleben sie im Kampf gegen die deutschen U-Boote alle Schrecken des modernen Seekriegs. Als die Korvette versenkt wird, entkommen nur wenige dem Untergang ihres Schiffes. «Der grosse Atlantik» ist ein fesselnder Anti-Kriegsfilm.

Sonntag, 10. Dezember

20.20 Uhr, DSF

 **Krakatoa in the East of Java**

Spielfilm von Bernard L. Kowalski (USA 1967), mit Maximilian Schell, Diane Baker, Barbara Werle, Brian Keith. – Auf der Suche nach dem Perlenschatz eines gesunkenen Schiffes und einem verschollenen Kind gerät ein Schiff voll Abenteurer 1883 in den gewaltigen Vulkanausbruch des Krakatoa. Die technisch aufwendige Cinerama-Produktion vermag wegen zu vieler Nebenhandlungen und einigen Längen nur stellenweise zu packen, bietet aber mitunter recht einschlägiges Action-Kino.

Montag, 11. Dezember

9.05 Uhr, DRS II

 **Kinder haben Rechte**

1979 ist bekanntlich das «Jahr des Kindes». Aus diesem Anlass befasst sich Renate Bänninger in der Schulfunksendung mit den zehn Rechten des Kindes, die am 20. November 1959 von den Vereinten Nationen verkündet wurden. – Was sind Rechte? Gibt es Rechte von Natur aus? Werden Rechte vergeben, verordnet? Hat jemand mehr Rechte, keine Rechte oder Sonderrechte? Haben Männer mehr Rechte als Frauen, Erwachsene mehr Rechte als Kinder? Dies sind einige der Fragen, die in der Sendung von Schülern diskutiert werden und zu denen Fachleute Erläuterungen abgeben. Daneben erfahren die jungen Hörer, welche grosse Kluft in weiten Teilen der Welt zwischen den verkündeten Rechten und der tatsächlichen Rechtslage herrscht. (Zweitsendung am Mittwoch, 20. Dezember, zur gleichen Zeit.)

21.10 Uhr, DSF

 **Zeitspiegel: Zuchthaus-Schock**

Die Bekämpfung der beängstigenden Jugendkriminalität ist ein noch weitgehend ungelöstes Problem. Ein wertvoller Beitrag zu seiner Bewältigung stammt aus den Reihen lebenslänglich inhaftierter Schwerverbrecher. Es handelt sich um eine Art Abschreckungstherapie. Das Programm wurde von einigen Häftlingen des Staatsgefängnisses von New Jersey (USA) entwickelt und wird auch von ihnen selbst durchgeführt. Jede Woche werden unter Schutzaufsicht stehende jugendliche Delinquenten beiderlei Geschlechts in die Strafanstalt von Rahway N.J. gebracht und erhalten dort Einblick in die brutale Realität des Gefängnislebens. Die BBC London hat hierüber eine eindrückliche Fernsehdokumentation mit der Reporterin Jeanne La Chard gedreht.

Dienstag, 12. Dezember

16.15 Uhr, ARD

 **Schutzlos als Geisel?**

Über ein Jahr ist vergangen nach Mogadischu und der Ermordung von Arbeitgeberpräsident Hanns-Martin Schleyer. Nach wie

Charleston (Zwei Fäuste räumen auf)

78/322

Regie: Marcello Fondato; Buch: M. Fondato und Francesco Scardamaglia; Kamera: Giorgio Di Battista; Musik: Guido und Maurizio De Angelis; Darsteller: Bud Spencer (= Carlo Pedersoli), James Coco, Herbert Lom, Ronald Lacey, Geoffrey Bayldon u. a.; Produktion: Italien 1976, Delfo/Rizzoli, 95 Min.; Verleih: Majestic, Lausanne.

In London spielende Schwindelkomödie, in der ein schlitzohriger Gauner mit der unfreiwilligen Hilfe eines etwas unterbelichteten Scotland-Yard-Inspektors einen betrügerischen Reeder-Millionär hereinlegt. Trotz einer passablen Story belanglos und nur stellenweise erheiternd, weil Bud Spencer ohne seinen gewohnten Partner Terence Hill nur die halbe Wirkung zu erzielen vermag.

J

Zwei Fäuste räumen auf

Chronik von Prugiasco

78/323

Regie, Buch und Schnitt: Remo Legnazzi; Kamera: Werner Zuber und Urs Kohler; Ton: U. Kohler und Hugo Sigrist; Darsteller: Einwohner von Prugiasco; Produktion: Schweiz 1978, Cinov, 16 mm, 115 Min.; Verleih: Filmpool, Zürich.

Legnazzis Langzeit-Studie über ein Bergdorf und seine Menschen im Bleniotal ist der erschütternde Bericht über das langsame Sterben einer Gemeinde. Die unzureichende Ertragslage für die Bergbauern hat viele Bewohner zur Emigration gezwungen. Das tragische Schicksal des Dorfes und der noch in ihm verbliebenen Menschen, keine Zukunft zu haben, wird von den Betroffenen selber dargestellt. Legnazzi hat dazu Bilder von einer spröden Schönheit eingefangen. Seine «Chronik von Prugiasco» ist ein Dokument über eine schweizerische Minderheit und ihren Existenzkampf, der leider allzu sehr im Schatten der alltäglichen hektischen Betriebsamkeit steht. → 23/78

J**

Disposta a tutto (... und alles, weil ich ihn liebe)

78/324

Regie: Giogio Stegani; Buch: G. Stegani und Robert Gianvitti; Kamera: Sandro Mancori; Musik: Gianni Marchetti; Darsteller: Bekim Fehmiu, Eleonora Giorgi, Laura De Marchi, Barbara Magnolti u. a.; Produktion: Italien 1976, Artisti Tecnici Associati, 110 Min.; Verleih: Septima-Film, Genf.

Ein zynischer Lebemann lässt eine in ihn verliebte Schülerin in sklavischer Ergebenheit blöd-brutale Prüfungen bestehen, bis sie «einen Bewusstwerdungsprozess durchläuft» und ihm entgleitet. Auf pseudo-philosophische Art versteht sich der Film als Propagierung der Unmöglichkeit der Liebe. Viel wichtiger ist, dass körperliche und seelische Grausamkeiten mittels Weichzeichner, Musik und Pastellfarben ästhetisiert werden. Ein Streifen der «Emmanuelle»-Nachfolge mit viel sinnlosem Gewäsch.

E

... und alles weil ich ihn liebe

Dona Flor e sus duos maridos (Dona Flor und ihre zwei Ehemänner)

78/325

Regie: Bruno Barreto; Buch: B. Barreto, nach dem gleichnamigen Roman von Jorge Amado; Kamera: Maurilo Salles; Musik: Chico Buarque; Darsteller: Sonia Braga, José Wilker, Mauro Mendonca u. a.; Produktion: Brasilien 1976; Luiz Carlos Barreto, Newton Rique, Cia Serrador, 106 Min.; Verleih: Parkfilm, Genf. Brasiliens bisher grösster kommerzieller Kinoerfolg ist eine Geschichte, die das Zeug zu einer sticheligen Satire auf kleinbürgerliches Verhalten haben könnte: Eine junge Frau sieht sich gezwungen, ihren toten ersten Ehegatten, einen Spiel-, Sauf- und Sexspezialisten, in ihrer Vorstellung wieder zum Leben zu erwecken, weil ihr der zweite zu bieder und anständig ist. Die politische Lage Brasiliens dürfte es nicht zugelassen haben, mehr als einen harmlosen, ja langweiligen Spass daraus zu machen, der soziale Missstände als malerisches Dekor missbraucht. → 23/78

E

Dona Flor und ihre zwei Ehemänner

vor sind Terroristen weltweit aktiv. Bei jeder neuen Geiselnahme stellt sich die Frage, ob es eine Chance gibt, das Leben von Geiseln zu retten, ohne der terroristischen Erpressung nachzugeben. Die Beteiligung von Psychologen als Berater von Polizei, Militär und Politikern hat die Bekämpfung der Gewaltkriminalität einen wesentlichen Schritt vorangebracht. Die Sendung «Schutzlos als Geisel?» steht im Zusammenhang mit einer schwerpunktmässigen Sendefolge der WDR-Programmgruppe Innenpolitik über «Terrorismus in der Bundesrepublik».

20.30 Uhr, DRS II

Die Herausforderung des Ivan Illich

Ivan Illich ist gelernter Kristallograph, Historiker und Philosoph mit der Erfahrung des Priesters, Universitätsrektors und Unterrichtsministers. Kritisch durchforstet hat er in den letzten 15 Jahren die Entwicklungshilfe, die Schule mit ihrer Professionalisierung, Verkehr und Transport (insbesondere die Energietechnik) und den Medizinbetrieb. In der Sendung sucht sich Hans Werner Mackwitz der vielfältigen Herausforderung Illichs zu stellen, wobei Illich selber ausführlich zu Wort kommt.

22.00 Uhr, ZDF

Le diable probablement (Der Teufel möglicherweise)

Spielfilm von Robert Bresson (Frankreich 1977). – In seinem 12. Film beschreibt der jetzt 71jährige Bresson das Leben von Jugendlichen in Paris, die den Druck der Umwelt und die Zeichen der Zerstörung, denen sie täglich begegnen, nicht mehr aushalten. Der im wahrsten Sinne des Wortes überaus schöne Film wird aber zu einer Art Feier der Verzweiflung. Bresson scheint zwar viel Verständnis zu haben für die Jugend. Die Konsequenzen ihrer Haltung mit ihrer Todessehnsucht werden aber durch seine Beschreibung zum beinahe heldenhaften Verhalten. Gezeigt wird eine moderne Variante der Hölle, in der nur noch der Freitod, mehr als Endlösung denn als Erlösung, übrigbleibt. Das Ganze ist nicht ohne Larmoyanz inszeniert. Ausführliche Besprechung in ZOOM-FB 20/77.

Mittwoch, 13. Dezember

20.25 Uhr, DSF

Telearena: Auto

Ist das Auto heute vor allem Nutzfahrzeug oder Statussymbol? Ist es zum Krebsübel

unserer Zivilisation geworden, wie man oft lesen kann? Macht Autofahren heute noch Spass? Sicher werden einige dieser Fragen auftauchen, wenn in der Direktübertragung der «Telearena» zum Thema «Auto» der private Verkehr dem öffentlichen gegenübergestellt wird: Frau Keller-Kamenzind wohnt in einer Genossenschaftssiedlung an der Krähbühlstrasse, im gemütlichen Wohnquartier einer Schweizer Kleinstadt. Eines Tages wird das Fahrverbot aufgehoben, und der Durchgangsverkehr quält sich durch die Krähbühlstrasse. Für die Anwohner wird die Lage unerträglich. Als bei einem sonntäglichen Mittagessen die Tochter eröffnet, sie werde sich ein Auto kaufen, lehnt sich Frau Keller auf. Diese Geschichte hat André Kaminski geschrieben; inszeniert wird sie von Sylvia Kubli.

Freitag, 15. Dezember

20.55 Uhr, DSF

Modesty Blaise

Spielfilm von Joseph Losey (Grossbritannien 1965), mit Monica Vitti, Terence Stamp, Dirk Bogarde. – Eine nicht rundum geglückte Parodie auf James Bond und die Klischees der Agentengeschichten. Die aus einer Comic-Strip-Serie stammende Modesty Blaise ist auf eine unterkühlt-intellektuelle Art witzig und wirkt nur bedingt lustig. Darüber mögen auch ihre phantastischen Abenteuer nicht hinwegzutäuschen.

Samstag, 16. Dezember

19.30 Uhr, DRS I

Unghüür vorem Chämifüür

Eine ganz besondere Tafelrunde fand sich diesen Herbst zu einem Gespräch in den Fera-Hallen ein: Radiohörer berichteten über ihre Erlebnisse mit dem Übersinnlichen und Unerklärbaren. Die Beispiele, mit denen sie Gesprächsleiter Hans Peter Treichler und ein gebannt lauschendes Publikum faszinierten, mögen manche den Kopf schütteln lassen und anderen das Gruseln beibringen. Volkskundler und Liedersänger Treichler hatte die Hörer bereits im Frühsommer aufgefordert, eigene oder in der Familie überlieferte Erlebnisse einzusenden. «Es ging uns nicht um eine wissenschaftliche Enquête», meint er dazu. «Immerhin waren wir dann überrascht, wieviel Parallelen zu den überlieferten Sagen und Liedmotiven diese Berichte aufwiesen.»

... **e continuavano a chiamarlo figlio di...** (Zorro – Richter mit Gewalt)

78/326

Regie: Rafael Romeo Marchent; Buch: R. R. Marchent und Nino Stresa; Kamera: Marcello Maschiocci; Musik: Lallo Gori; Darsteller: Fabio Testi, Simone Blondel, Riccardo Garrone, Luis Gaspar u. a.; Produktion: Italien/Spanien 1977, Italien Internat. Film/Trans-Europ-Film/Copercines, 86 Min.; Verleih: Monopol-Films, Zürich.

In einer inzwischen sehr veritalowestlichten Gegend treibt's Don Diego alias Zorro jr. genau wie sein Vater: Einem reichen, fiesen Rancher verdirbt er allerlei schmutzige Machenschaften, den Schwachen verhilft er zum Recht. Dieser Kommerzschinken vermag in keiner Hinsicht zu überzeugen und ist trotz aller Knallerei von bemerkenswerter Fadheit. – Allenfalls ab 14 möglich.

J

Zorro – Richter mit Gewalt

Eyes of Laura Mars (Die Augen der Laura Mars)

78/327

Regie: Irvin Kershner; Buch: John Carpenter, David Zelag Goodman, nach dem Roman von J. Carpenter; Kamera: Victor J. Kemper; Musik: Artie Kane; Darsteller: Faye Dunaway, Tommy Lee Jones, Brad Dourif, René Auberjonois u. a.; Produktion: USA 1978, John Peters/Columbia, 103 Min.; Verleih: 20th Century Fox, Genf.

Eine Starphotographin (Faye Dunaway), deren Bilder alle auf dem Hintergrund von Zerstörung und Gewalt abgelichtet sind, sieht in Visionen eine Reihe von Morden – ohne den Mörder zu erkennen – an einigen ihrer engsten Mitarbeiter, die sich dann in Wirklichkeit auch tatsächlich so ereignen. Irvin Kershners morbider Psycho-Thriller, gewürzt mit etwas billigen Überraschungseffekten, lebt fast ausschliesslich von der Präsenz Faye Dunaways. Aber auch sie kann nicht über die schale Story und die oft unbeholfene Regie hinwegtäuschen.

E

Die Augen der Laura Mars

Go Tell the Spartans (In der Hölle von «Muc Wa»)

78/328

Regie: Ted Post; Buch: Wendell Hayes, nach dem Roman «Incident at Muc Wa» von Daniel Ford; Kamera: Harry Stradling Jr.; Musik: Dick Halligan; Darsteller: Burt Lancaster, Craig Wasson, Clyde Kusatsu, David Clennon, Marc Singer u. a.; Verleih: Unartisco, Zürich.

Eine Spezialeinheit der US-Armee soll 1964 ein von den Franzosen aufgegebenes Dorf zum Stützpunkt ausbauen, wird aber in der Schlacht von Muc Wa vom Vietcong fast völlig aufgerieben. Mit allen Klischees des Genres inszeniertes Kriegsfilmspektakel, dessen kritischen Ansätzen weitgehend eine blosse Alibifunktion zukommt. Ted Posts Versuch, mit der amerikanischen Vergangenheit in Vietnam abzurechnen, muss politisch wirkungslos bleiben, weil sich die Kritik in verbalen Äusserungen und moralischen Appellen erschöpft.

E

In der Hölle von Muc Wa

The Hound of the Baskervilles (Der Hund von Baskerville)

78/329

Regie: Paul Morrissey; Buch: P. Morrissey, Peter Cook und Dudley Moore, nach der gleichnamigen Erzählung von Arthur Conan Doyle; Kamera: Dick Bush und John Wilcox; Musik: Dudley Moore; Darsteller: Peter Cook, Dudley Moore, Denholm Elliott, Joan Greenwood, Kenneth Williams u. a.; Produktion: Grossbritannien 1977, Michael White, 85 Min.; Verleih: Europa Film, Locarno.

Ein glänzend vergnügliches, oberflächliches Stück «Literaturverfilmung» ohne jeden Ernst. Zum Horror wird nur scheinbar der Hund – als Horrorfiguren entpuppen sich die menschlichen Mitspieler in dieser Satire. Die klassische Horrorgeschichte wird auf den Kopf gestellt und damit zur Anti-Geschichte. Ein witziger, spleeniger Film.

→ 23/78

Der Hund von Baskerville

23.05 Uhr, ZDF

 **Three Godfathers** (Spuren im Sand)

Spielfilm von John Ford (USA 1948), mit John Wayne, Harry Carey jr., Mae Marsh. – Drei Bankräuber fliehen vor ihren Verfolgern in die Wüste. Dort finden sie in der Nähe eines zerstörten Wasserreservoirs eine sterbende, hochschwängere Frau in einem Planwagen. Sie lassen sich das Versprechen abnehmen, für das Kind zu sorgen. Die literarische Vorlage ist bereits mehrmals verfilmt worden, u.a. auch von John Ford (1919). Sein Remake widmet er dem Schauspieler Harry Carey, der in den beiden ersten Filmen die Rolle eines der Bankräuber gespielt hatte. Diesmal übernahm sie dessen Sohn. Ford spielt geschickt mit den religiösen Bezügen des Themas, ohne sie aufdringlich auszuspielen. Der gesamte Handlungsablauf bleibt im Rahmen des Western.

Sonntag, 17. Dezember

20.05 Uhr, DRS II (Stereo)

 **Sinfoniekonzert**

Im sonntäglichen Sinfoniekonzert ist die Stereo-Wiedergabe einer Darbietung des Tonhalle-Orchesters und des Gemischten Chors Zürich unter der Leitung von Rätö Tschupp zu hören. Die Solisten sind Ursula Reinhardt-Kiss (Sopran), Elisabeth Glauser (Alt), Kurt Huber (Tenor) und Philippe Huttenlocher (Bariton). Auf dem Programm stehen die erste Sinfonie von Arthur Honegger und das Requiem von Frank Martin. Es handelt sich um eine Aufnahme vom 28. November 1978 in der Tonhalle Zürich.

20.20 Uhr, DSF

 **Lina Braake**

Spielfilm von Bernhard Sinkel (BRD 1974), mit Lina Carstens, Fritz Rasp. – Die 81jährige Lina Braake wird von einer Bank um ihr Wohnrecht auf Lebzeiten in einer Altwohnung gebracht und in ein Altersheim gesteckt. Zusammen mit einem entmündigten Bankrotteur rächt sie sich mit einem Kreditschwindel und kauft einem Gastarbeiter auf Sardinien einen Hof. Unter der Fassade einer heiteren, beschwingten Komödie verbirgt sich ein tiefes Verständnis für die Probleme und Nöte der aufgrund ihres Alters entrechteten und entmündigten Menschen. Der Film ist auch für Jugendliche ab etwa 14 vorzüglich geeignet. In der 16mm-Kopie ist er übrigens beim ZOOM-Filmverleih in Dübendorf erhältlich.

Montag, 18. Dezember

19.05 Uhr, DSF

 **Pierrette Summermatter, Verkäuferin**

Im Rahmen der Serie «Menschen im Alltag», in der Menschen und ihre Arbeit dargestellt werden, hat Lucienne Lanaz im Beitrag «Wir sind eigentlich dafür da, nett und freundlich zu bedienen» eine Verkäuferin porträtiert. Dieser Film ist eine ehrliche Beobachtung des bescheidenen Lebens einer arbeitenden Frau. Er zeigt, dass sie das erungene Gleichgewicht nicht durch überbetonte Emanzipationsbestrebungen aufs Spiel setzen will, und dass sie das Leben so hinnimmt, wie es ist. Die Autorin Lucienne Lanaz hat sich bemüht, Pierrette Summermatters natürliche Zurückhaltung und Schüchternheit nicht zu durchbrechen. Die schlichten Alltagsbilder des Filmporträts können den Zuschauer veranlassen, wieder einmal über den eigenen Alltag nachzudenken, meint Lucienne Lanaz.

23.00 Uhr, ARD

 **Kilenc honap** (Neun Monate)

Spielfilm von Marta Meszaros (Ungarn 1976), mit Lili Monori und Jan Nowicki. – Juli, eine junge Arbeiterin in einem ungarischen Stahlwerk, die bereits ein uneheliches Kind hat, lässt sich widerstrebend auf eine neue Beziehung mit einem Werkmeister ein, die jedoch zerbricht, so dass sie schliesslich mit einem zweiten Kind allein dasteht: Die Liebe scheitert am traditionellen Besitz- und Verfügungsanspruch des Mannes, der der Frau keine Selbständigkeit und Eigenverantwortung zubilligen will und kann. Mit fast dokumentarischer Akribie eindrücklich inszenierter Film zum Thema der Emanzipation und des Rollenverhaltens in einer sozialistischen Gesellschaft. Ausführliche Besprechung in ZOOM-FB 9/78.

Mittwoch, 20. Dezember

20.20 Uhr, DSF

 **Wunnigel**

Die Fernsehbearbeitung von «Wunnigel», der gleichnamigen Erzählung von Wilhelm Raabe (1831–1910), besorgte Gerd Angermann. Er begnügte sich nicht mit einer heiteren Kleinstadtidylle, sondern war bestrebt, die ironische Distanz, aus der Raabe das

The «Human» Factor (Ein Mann rechnet ab)

78/330

Regie: Edward Dmytryk; Buch: Peter Powell und Thomas Hunter; Kamera: Ousama Rawi; Musik: Ennio Morricone; Darsteller: George Kennedy, John Mills, Raf Vallone, Barry Sullivan, Rita Tushingham, Arthur Franz, Haydée Politoff, Tom Hunter u. a.; Produktion: USA 1975, Lactifer Films, 95 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich.

In diesem «Death Wish»-Verschnitt rächt ein Amerikaner in Neapel eigenhändig die terroristische Bluttat, die seine Familie ausgelöscht hat. Zwar wird redlich versucht, ein genaues Bild des gemütlichen Familienvaters zu zeichnen, der sich zum wilden Rächer wandelt. Es ist aber nicht zuletzt deshalb misslungen, weil die übrigen Figuren und die ganze Handlung blass und undifferenziert bleiben.

E

Ein Mann rechnet ab

Jabberwalk/This Is America (Verrücktes Amerika)

78/331

Regie und Buch: Romano Vanderbes; Kamera: Steven Harris und Robert Campbell; Musik: Emanuel Vardi; Produktion: USA 1978, Pace Films, 105 Min.; Verleih: Septima Film, Genf.

Müder Abklatsch von «Mondo cane» und «Sex O'Clock in USA» von François Reichenbach. Anhand einiger vom Autor als aussergewöhnlich eingestufte Beispiele aus dem amerikanischen Alltagsleben (Body Building, Las Vegas, Prostitution usw.), die mitsamt Kommentar die Gegend unter der Gürtellinie anpeilen (zwei Alibiausnahmen), wird ein Amerika gezeichnet, das «wir» beispielsweise um die Ecke im Zürcher Niederdorf «auch haben».

E

Verrücktes Amerika

Mababangong bangungot (Der parfümierte Alptraum)

78/332

Regie und Buch: Kidlat Tahimik; Kamera: K. Tahimik und Hartmut Lerch; Musik: Traditionelle philippinische Musik, arrangiert von Krishan Müller; Darsteller: Kidlat Tahimik, Dolores Santamaria, Mang Fely, Hartmut Lerch, Georgette Baudry, Karin Müller u. a.; Produktion: Philippinen 1976/77, Kidlat Tahimik, 16 mm, 93 Min.; Verleih: SELECTA-Film, Fribourg.

Der Filmmacher selber spielt einen Taxifahrer in einem philippinischen Dorf, der davon träumt, in Cap Canaveral Astronaut zu werden. Während eines Aufenthalts in Paris erwacht der Philippine aber nach und nach aus diesem Traum. Mit einer Phantasie, die manchmal keine Grenzen zu kennen scheint, beschreibt der Filmmacher dieses lange Erwachen. Sein Film wird so zur poetischen Erzählung einer Selbstverwirklichung.

→ 23/78

J★

Der parfümierte Alptraum

Pete's Dragon (Elliott, das Schmunzelmonster)

78/333

Regie: Don Chaffey; Buch: Malcolm Marmorstein, nach Seton I. Miller und S. S. Field; Kamera: Frank Phillips; Musik: Al Kasha und Joël Hirschhorn; Darsteller: Helen Reddy, Sean Marshall, Jim Dale, Mickey Rooney, Red Buttons, Shelley Winters u. a.; Produktion: USA 1977, Walt Disney, 105 Min.; Verleih: Parkfilm, Genf.

Der elternlose Pete wird von einem liebenswert-komischen Drachen vor seinen Peinigern beschützt, aber durch dessen Mutwilligkeiten auch immer wieder in Schwierigkeiten gebracht, bis der Knabe bei der Tochter eines Leuchtturmwärters ein Zuhause findet und der Drache sich einem andern einsamen Kind zuwenden kann. Mit Musicalnummern durchsetzte, fade und einfalllose Mischung aus Real- und Animationsfilm. In der Deutschschweiz läuft eine um die grobschlächtigsten Szenen gekürzte (etwa 20 Minuten) Fassung.

K

Elliott, das Schmunzelmonster

Tun seiner Figuren ebenso liebevoll wie kritisch betrachtet, auch in die Verfilmung zu übertragen. Seine Intentionen setzte Regisseur Oswald Döpke ins Bild um. Unterstützt wurde er dabei von so hervorragenden Darstellern wie Siegfried Wischnewski in der Titelrolle, Lina Carstens, Louise Martini, Susanne Uhlen, Peter Frick, Thomas Holtzmann, Hans Karl Friedrich, Heinz Schacht und Sigfrit Steiner.

Donnerstag, 21. Dezember

16.05 Uhr, DRS I

 **B'schärig**

Hörspiel von Hugo Loetscher; Regie: Hans Jedlitschka. – Familie Mäder, Vater, Mutter, Tochter und Sohn – wir kennen sie bereits vom Dialekthörspiel «Dia-Aabig» her – und Grossmutter Mäder treffen die letzten Vorbereitungen zum grossen Fest. Vor der Bescherung werden Geschenke verpackt, wird der Weihnachtsbaum hergerichtet, findet ein Probe-Absingen der eingeübten Lieder statt usw. Dadurch, dass drei Generationen vertreten sind, bietet sich dem Autor in seinem Dialekt-Hörspiel die Möglichkeit, das christliche Fest von verschiedenen Bedeutungs- und Erlebnis-Ebenen aus darzustellen, nicht per Abhandlung – so hofft er – sondern anhand von Kommentaren, welche die verschiedenen Handlungen begleiten.

22.05 Uhr, ZDF

 **Flammende Herzen**

Spielfilm von Walter Bockmayer und Rolf Bührmann (BRD 1977), mit Peter Kern und Barbara Valentin. – Peter Huber, Kioskbesitzer aus Laufen in Oberbayern, gewinnt im Preisausschreiben eine Traumreise nach New York. Die Millionenstadt verschlingt ihn auf Anhieb. Während einer Irrfahrt durch die Strassen New Yorks begegnet er der Deutschen Karola Faber. Ein GI hat sie vor Jahren nach Amerika geschleppt. Jetzt ist sie am Ende und will mit dem Leben Schluss machen. Peter Huber rettet sie. Eine Liebesromanze beginnt, und anlässlich einer Oktoberfest-Feier werden beide Kornblumenkönige. Der Hauptpreis: die bayerische Milchkuh Bessie. Doch was macht man mit einer Kuh mitten in Manhattan?

Freitag, 22. Dezember

20.15 Uhr, ARD

 **Jeremy**

Spielfilm von Arthur Barron (USA 1972), mit Robby Benson, Glynnis O'Connor. – Psychologisch fein, oft allerdings etwas zu betont sentimental, wird die Geschichte einer ersten Liebe erzählt. Jeremy, ein Musikschüler, und Susan, eine Ballettlehrerin, werden ganz ungezwungen mitten in Manhattan vorgestellt. Das Beste am Film sind die genauen Beobachtungen, die ungelenk-komischen Dialoge und die frischen Einfälle. Da die Liebesgeschichte eigentlich ganz isoliert wird, wirkt sie zu idealistisch. Dazu tragen auch die musicalartigen Chansons bei. – Für Jugendliche ab etwa 15 möglich.

22.35 Uhr, DSF

 **Südseereise**

Spielfilm von Sebastian C. Schroeder (Schweiz 1978). – Der Filmemacher Sebastian möchte seine Frau und sein Kind verlassen, weil er sich von ihnen eingeengt fühlt, ohne seinen Wunsch ohne weiteres erfüllen zu können. Schroeders Film, in den Methoden sehr an Rudolf Thomes letzte Filme erinnernd, unterscheidet sich von ihnen nicht nur durch den Witz und die Ironie seines Autors. Das Ergebnis ist eine gekonnte Wanderung auf dem schmalen Grat zwischen Fiktion und Dokument. Ausführliche Besprechung in ZOOM-FB 4/78.

23.20 Uhr, ZDF

 **Avec la peau des autres**
(Mit der Haut der andern)

Spielfilm von Jacques Deray (Frankreich/Italien 1966), mit Lino Ventura, Jean Servais, Marilu Tolo. – Ein Kommissar der französischen Gegenspionage liquidiert in Wien einen feindlichen Agentenring. Der vorzüglich gespielte Spionagefilm vermeidet zwar in seiner nüchternen, atmosphärisch dichten Gestaltung die meisten Klischees der Gattung, nimmt aber gleichfalls die in der Welt der Agenten offenbar übliche Verachtung des menschlichen Lebens kritiklos als etwas Normales in Kauf.

verdreht ist: Im Haus wallt dichter Nebel, während draussen der klarste Tag erstrahlt. (Dass zum Schluss der Vulkan direkt unter Baskerville House losbricht und alles in donnerndem Feuerwerk versprüht, stört niemanden.)

«Wir leben doch im 20. Jahrhundert, oder?», fragt Dr. Watson einmal ganz harmlos. Bei allem Unernst und Klamauk zeigt sich ganz deutlich, wie sehr der tägliche Schrecken als das Normale gilt, wie selbstverständlich er dazugehört, und wie verlässlich angenommen wird, dass niemand darauf kommt, den Hund nicht als furchtbares Untier zu sehen, und vielleicht die Schrecken anderswo zu vermuten. Das alles ist ohne Zeigefinger, ohne philosophische Hinweise und ohne Tiefgang dargestellt, nicht kritisch oder moralisch durchleuchtend. Es bleibt ein Film zum Freuen und zur reinen Unterhaltung. Wer die Geschichte von Conan Doyle kennt, wird sein Vergnügen daran haben, jede Kopfstellerei und Verkehrtheit zu geniessen, wer sie nicht kennt, hat nichts verpasst, für ihn wird sie zur neuen, und nicht minder lustigen Geschichte. Leider kann dieser Film nicht mit andern, ähnlichen Schöpfungen verglichen werden, denn wirklich witzige Filme sind sehr selten geworden. Wer nicht englisch versteht, wird allerdings nur halb glücklich werden können; denn, wenn es auch schwer ist, einen solchen Film einigermaßen gut zu untertiteln, tragen doch Fehler wie «Meer» statt «Moor» nicht unbedingt zum Verständnis bei.

Elsbeth Prisi

Dona Flor e sus duos maridos (Dona Flor und ihre zwei Ehemänner)

Brasilien 1976. Regie: Bruno Barreto (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 78/325)

Aus Brasilien kamen einst die Filme, die als «cinema nôvo» einen der wichtigsten Versuche darstellten, eine nationale filmkünstlerische Bewegung aufzubauen, die die kulturelle Überwucherung vor allem durch die amerikanische Filmindustrie hätte stoppen sollen. Unter der Diktatur der Generale war und ist auch heute kein Platz für solche Bestrebungen.

«Dona Flor e sus duos maridos», in unseren Kinos der jüngste Film aus Brasilien, hochgejubelt als grösster kommerzieller Erfolg im Ursprungsland, gepriesen auch von amerikanischen, und, schon gemässiger, von französischen Zeitungen, hatte zwar auch etwas Mühe mit der Zensur, aber beileibe nicht aus politischen Gründen, sondern wegen seiner für brasilianische Verhältnisse offenbar noch etwas ungewohnten Freizügigkeit. Mag sein, dass die Vorlage, der gleichnamige Roman von Jorge Amado, einem der bekanntesten Schriftsteller Brasiliens, doch etwas tiefer geht. Wenigstens ist es von Amados teilweise sehr sozialkritischen Gesamtwerk her zu hoffen. Von Tiefe jedenfalls ist in der Verfilmung von Bruno Barreto, dem 22jährigen Sohn des Produzenten Luiz Carlos Barreto, nichts mehr zu spüren. Sie wurde auch nicht angestrebt. Hintergründigkeit aber wäre vom Stoff dieser Komödie her meiner Meinung nach unabdingbar, wenn er nicht bloss als zynisch gelten soll.

Bahia 1943: Dona Flor, zunächst einmal Inbegriff der hübschen, duldsamen und durch und durch treuen Ehefrau, ist mit einem Spieler, Trunkenbold und Casanova verheiratet, der sich in Sex, Saufen und Roulette so sehr verausgabt, dass er plötzlich während des Karnevals tot liegenbleibt. Innert nützlicher Frist findet sich ein Ersatz in einem ehrbaren Apotheker älteren Datums, der nun aber das zuviel an gediegener Langeweile, insbesondere nachts, in diese Ehe bringt, was der erste an Schrankenlosigkeit zuviel hatte. Dona Flor behilft sich deshalb mit ihrer Vorstellungskraft und holt so den Toten kurzerhand ins Leben zurück.

Was das Zeug hätte für eine spitze Satire auf Doppelmoral, Körperfeindlichkeit und patriarchalisches Gehabe des Kleinbürgertums, muss hier offensichtlich zu harmloser Spassigkeit verkommen, die streckenweise gar langweilt und, was noch schlimmer ist, böse verärgert – wenigstens jene, die nicht ertragen, dass brasilianisches Elend als blosses Dekor und exotischromantische Staffage missbraucht wird. Bilder sind zu sehen wie sie jene Jet-Set-Touristen zu schießen belieben, die so gegen Abend vor dem Souper in Shorts und Freizeithemd rasch in den nächsten malerischen Slums

ihre Canon zücken, um daheim zu beweisen, dass doch masslos übertrieben werde, bei diesen Zustände und allem. Dazu versöhnt auch noch der immer wiederkehrende Samba-Rhythmus.

Barreto wollte «den Zuschauer durch dessen Gefühle, durch dessen Unbewusstes erreichen, nicht durch den Intellekt». Das gelingt ihm auch hervorragend, nur fragt sich, *was* im Unterbewusstsein und *welche* Gefühle angesprochen werden. Es dürften jene Gefühle sein, die der beachtlichen *Spenderschaft*, die am Schluss, wenn die meisten Zuschauer schon draussen sind, über die Leinwand flimmert, *und der Generalität* gerade so in den Kram passen. Man halte sich vielleicht doch besser an einen Film wie «The Harder They Come» beispielsweise. Niklaus Loretz

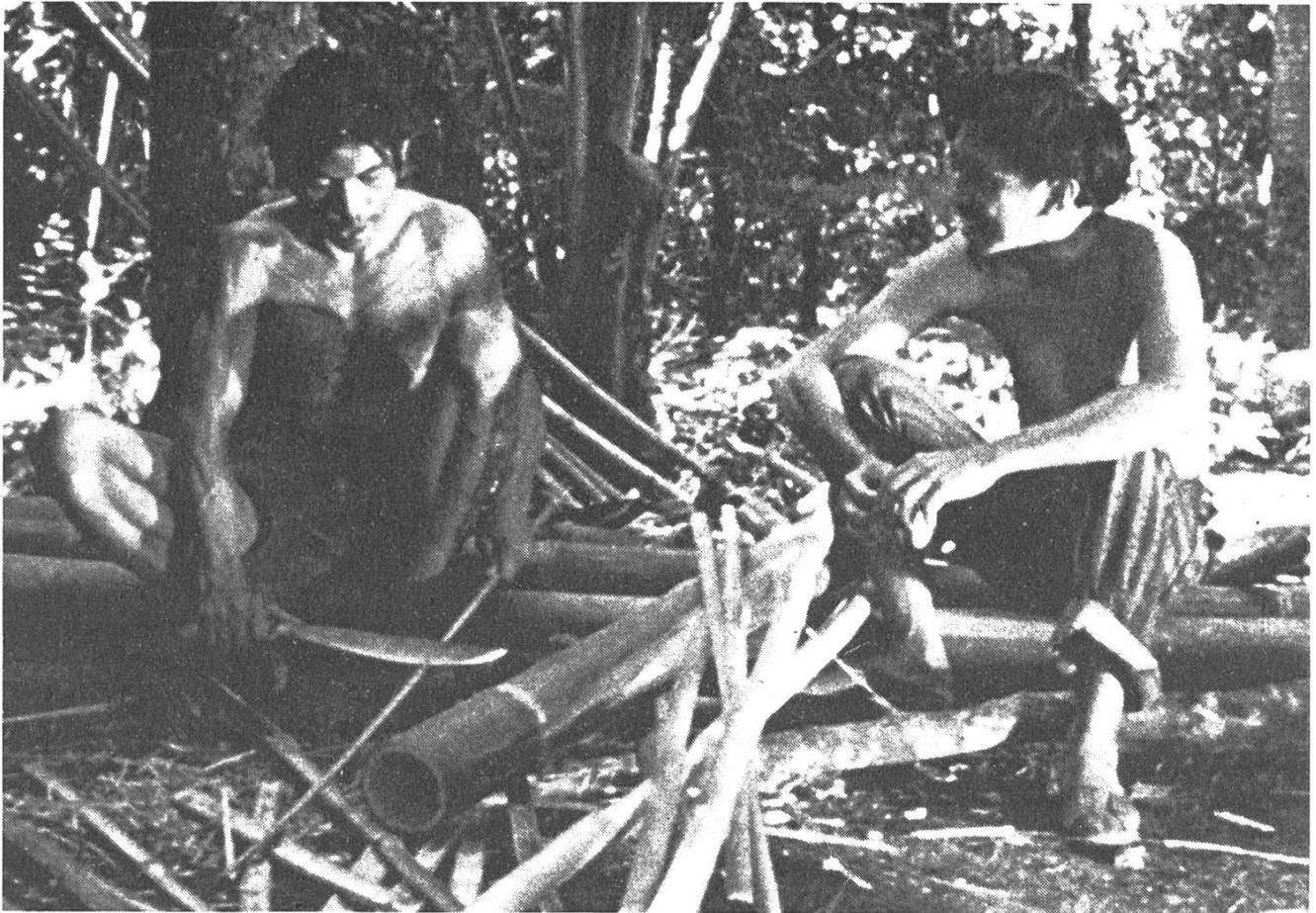
Mababangong bangungot (Der parfümierte Alptraum)

Philippinen 1976/77. Regie: Kidlat Tahimik (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 78/332)

Wer kennt das nicht: Kinder, die in Hinterhöfen, verkleidet als Cowboys oder Indianer, Szenen nachspielen, die sie im Fernsehen oder in einem Comic-Heftchen gesehen haben. Cowboys und Indianer sind für diese Kinder Figuren, die ihren Traum Amerika beleben. Die Amerikaträume Älterer werden vielleicht belebt von Humphrey Bogart und Marilyn Monroe, von Martin Luther King und John F. Kennedy, von Billy Graham oder Timothy Leary. Wer aber auch durch diese Träume gehen, fahren oder fliegen mag, es ist immer jemand, von dem man sich an der Hand nehmen lassen, mit dem zusammen man dies Land der unbegrenzten Möglichkeiten entdecken möchte. Von Amerika träumen, das heisst, sich mitreissen zu lassen von den hohen Wellen der Sehnsucht. Auch einem schönen Traum folgt aber dann und wann ein böses Erwachen: Bruno in Werner Herzogs «Stroszek» erwacht erstmals an der Zollabfertigung in New York, er fragt sich dort: «Was ist das für ein Land, das dem Bruno seinen Beo beschlagnahmen tut?» Der Traum wird nach und nach zum Alptraum. Zum parfümierten Alptraum, wie ihn der 1942 – unter amerikanischer Besatzung – geborene Philippiner Kidlat Tahimik nennt. Sein Film, «Mababangong bangungot» (oder eben «Der parfümierte Alptraum») beschreibt die Amerika-Sehnsucht eines vom Filmemacher selber dargestellten Taxifahrers im Dorf Balian auf den Philippinen.

Kidlat ist Präsident des Wernher-von-Braun-Klubs. Im Radio hört er «Voice of America» von den Mondfahrern erzählen. Kidlat möchte nach Cap Canaveral, er möchte Astronaut werden, der erste von den Philippinen. Ein amerikanischer Geschäftsmann nimmt sein Taxi und ihn mit nach Paris und verspricht, dass Kidlat nach einem Jahr mit ihm zusammen nach Amerika kommen könne. Vor seiner Abreise besucht Kidlat noch einmal den alten weisen Mann Kaya. Der Alte ist im Dorf der letzte, der noch Bambushütten baut, er hat dies von Kidlats Grossvater gelernt. Kaya hat Kidlat auch von seinem Vater erzählt, der von amerikanischen Soldaten erschossen wurde, weil er sich von ihnen verraten fühlte. «Er benötigte kein Gewehr. Dein Vater atmete tief ein und blies einen Sturm, der den amerikanischen Wachtposten umwehte; fünfzehn weitere Amerikaner fielen um, bevor sie Deinen Vater überwältigten.» Kaya hofft, dass auch Kidlat eines Tages aus seinem amerikanischen Traum erwachen werde. Zum Abschied sagt er ihm: «Wenn der Taifun den Kokon fortbläst, umarmt der Schmetterling die Sonne.»

In Paris muss Kidlat die Kaugummi-Automaten des Amerikaners nachfüllen. Er lernt auf dem Markt Lola kennen, eine Händlerin der vier Jahreszeiten. Während seines ersten Urlaubs fährt er nach Bayern – «eine Pilgerfahrt in das Land Wernher von Brauns». Nach seiner Rückkehr sieht er, dass ein riesiger Supermarkt die Händler der vier Jahreszeiten, auch Lola, vertrieben hat. Kidlat wird traurig. Sein Chef steigt von Kaugummis auf Blue Jeans um, er will in New York ein neues Geschäft aufbauen. Anstatt mit dem Geschäftsmann zu gehen und seinen Traum endlich zu verwirklichen, beginnt Kidlat auf der Abschiedsparty, zu der nur VIP's eingeladen sind, zu



blasen, so stark, dass die vornehmen Gäste umfallen. Kidlat erwacht aus seinem Traum. Angesichts der riesigen Schornsteine auf dem Supermarkt fragt er sich: «Wenn kleine Schornsteine es tun, wozu Superschornsteine, wenn kleine Märkte ausreichen – wozu Supermärkte?» In einen dieser Superschornsteine steigt er dann und bläst wieder – so stark wie der Taifun. Der Schornstein erhebt sich über die Dächer von Paris. Kurz zuvor ist Kidlat als Präsident des Wernher-von-Braun-Klubs zurückgetreten. Er braucht den grossen Mann nicht mehr. Der Schmetterling ist unterwegs, die Sonne zu umarmen.

Kidlat Tahimik verzichtet darauf, laut und hasserfüllt den amerikanischen Imperialismus anzuklagen. Er braucht, wie sein Vater im Film, kein Gewehr. Seine Waffe ist die Phantasie. «Der parfümierte Alptraum» ist wie Kidlats buntbemaltes Taxi. «Jeepney» nennt man diese Fahrzeuge, von denen auf den Philippinen unzählige herumfahren. Sie sind aus den Überresten der Jeeps gebaut, welche die Amerikaner zurückgelassen haben. «Das sind Fahrzeuge des Krieges, aus denen wir Fahrzeuge des Lebens machen», sagt Kidlat einmal. Sein Film, entstanden aus den bitteren Erfahrungen des langen Erwachens aus einem Traum, der den Alltag in den Bambushütten parfümierte, wird zur poetischen Erzählung einer Selbstverwirklichung. Tahimik scheint alles, was er auf dem Weg zu sich selber beobachtet und erlebt hat, gesammelt zu haben. Immer wieder weicht der Film von der eigentlichen Geschichte ab, um kleine, nebensächliche Geschichten zu erzählen. Die etwa eines Eisblocks, den Kidlat in seinem Taxi aus der Stadt ins Dorf bringt und der dann auf der Bogenbrücke, die zum Dorf führt, aus dem Wagen rutscht. Oder die einer Heiligenstatue, die Kidlat Tag für Tag aus einem Haus im Dorf in die Kirche und wieder zurück fährt und die jedesmal mit grösster Sorgfalt verladen wird. Oft auch zeigt er Gesichter, das seiner Mutter etwa, oder die von lachenden Kindern, nicht weniger oft schwenkt die Kamera ruhig über die Umgebung des Dorfes, verweilt sie bei einem weissen Wasserbüffel, der sich durch deren Anwesenheit aber nicht stören lässt.

Kidlats Weltbild birgt Widersprüche, manchmal scheint es geradezu chaotisch zu

sein. Der kleine Junge aus den Bambushütten, der sich Jahr für Jahr vor der Statue der heiligen Jungfrau Maria auspeitscht, verirrt sich immer mehr in der Welt seiner Träume. Nach und nach, vor allem dann in der grossen, weiten Welt, in Paris, wird er zum Heimatlosen. Tahimik braucht, um diese Entwurzelung zu zeigen, keine grossen Erklärungen. Da genügt einerseits eine Einstellung, die den Philippinen auf einer Rolltreppe im Pariser Flughafen zeigt – staunend und unsicher. Und andererseits passt sich die Form des Films dem Weltbild ihrer Hauptfigur an. Die komischen und traurigen Geschichten sind so bunt durcheinandergemischt, dass man dann und wann das Gefühl hat, der Filmemacher habe im Montageraum jene Stücke aneinandergelagert, die ihm gerade in die Finger kamen. Auf richtige Anschlüsse wurde da nicht besonders geachtet, auf einen durchgehenden Rhythmus auch nicht. So chaotisch der Film manchmal ist, so klar und eindrücklich hält er am Schluss den unumstösslichen Entscheid Kidlats fest, aus seinen Träumen wieder in seine Heimat zurückzukehren. Dass der Anstoss dazu besonders durch das kommt, was Lola – die Frau, deren Stimme ungehört bleibt, deren Meinung die Planer des Supermarktes nicht interessiert – erlebt, müsste uns, die wir täglich in Supermärkte strömen, eigentlich besonders zu denken geben. Bernhard Giger

Erfahrungen eines Filipinos im fortschrittsgläubigen Westen

**Gespräch mit Kidlat Tahimik, dem Autor von «Mababangong bangungot»
(Der parfümierte Alptraum)**



«Du wirst keinen leichten Stand haben in Deiner Karriere», hat Werner Herzog kürzlich in München zu Kidlat Tahimik, dem philippinischen Regisseur, Produzenten und Hauptdarsteller des Films «Mababangong bangungot» (Der parfümierte Alptraum, im SELECTA-Verleih erhältlich) gesagt. Nicht etwa weil er an seiner filmischen Begabung oder Berufung Zweifel anzumelden hatte. Das mit bescheidenen 25 000 DM produzierte Erstlingswerk («a miniscule budget of about 10 000 Dollars and a gigantic budget of optimistic energy») hat ein derart weltweites Echo ausgelöst, dass mit dem Namen des heute 35jährigen Autors grosse Erwartungen verbunden werden. Auf diese und das damit gegebene Risiko hat Herzog angespielt.

Seit «Der parfümierte Alptraum» 1977 beim Forum des Internationalen Films in Berlin erstmals gezeigt worden ist und dort den Fipresci-Preis und je eine OCIC- und INTERFILM-Empfehlung erhalten hat, wurde er von nicht weniger als 17 wichtigen internationalen Filmveranstaltungen rund um die Erde angefordert. Das Festival-Publikum von Los Angeles hat dabei ebenso herzlich gelacht wie jenes von La Havana, Saloniki, Belgrad, San Sebastian, Locarno, Toronto, San Remo und Johannesburg. «Ich habe eine eigentliche ‚cross cultural experience‘ gemacht», hat Kidlat Tahimik festgestellt. Das Europa der Supertechnik, der Supersonics und der Supermärkte, das er im Film auf so charmante Weise ironisiert, konnte er also mit eigenen Augen sehen. Sogar bis nach Cape Canaveral hat es (gelegentlich allerdings mit Autostop) gereicht. Mit der Geburt von «Kidlat-Gottlieb» ist Tahimik, der Asiate, in Europa auch Vater geworden. Es ist möglich, dass Tahimik auch nach der bevorstehenden Rückkehr in seine Heimat bei uns von sich reden machen wird. Zur Zeit stehen kirchliche Entwicklungsorganisationen der Schweiz wegen der Produktion eines Films über soziale, religiöse und entwicklungspolitische Fragen in Asien mit ihm im Gespräch. «Wenn sie mir viel